

Leseprobe aus:

Nicholas Grünke

Ohne Titel



Nicholas Grünke

OHNE TITEL

Meine verrückten Jahre
zwischen Künstlern, Galeristen
und Sammlern

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Juni 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildungen Getty Images/Lauri Patterson;
FinePic, München
Gesetzt aus der Quadraat PostScript
bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 62899 3

JJMC GS

VORBEMERKUNG

Die Geschehnisse der vorliegenden Erzählung haben sich zwischen 2008 und 2013 abgespielt, obwohl ich die zeitliche Abfolge zugunsten des Erzählflusses nicht immer eingehalten habe. Um Identitäten zu schützen, sind Namen und Aussehen der meisten Personen verändert worden. Entsteht doch der Eindruck einer Übereinstimmung mit existierenden Charakteren, ist das Zufall.

*«When things become wholly unbelievable,
all one can do is laugh. There is nothing to fall back
upon but the bare fact of one's existence;
one must forsake logic for magic.»*

Paul Bowles

INHALT

Prolog	11
Weihnachten im Wonder Room	23
Kunstschlussverkauf	54
Happy New Year!	74
Interlude	108
Von Papageien und Piraten	121
Walisches Koks	149
Kunstbesessene Katzen	176
Interlude	208
Zu viel Kunst	212
Im Inneren des Vulkans	242
Berlins bellende Hunde	269
Epilog	288

PROLOG

Ich konnte den Bass des gestrigen Konzerts immer noch spüren. Mein Mund war trocken von all dem Gin, und obwohl ich geduscht hatte, roch ich immer noch nach Alkohol.

Die Elektrobeats und Samples hatten durch die Boxen geknallt, während die Frontfrau sich auf mörderischen High Heels in Ekstase getanzt hatte. Als ob sie, Nataraja, der Figur aus der Hindu-Mythologie gleich, das Universum zerstören und wieder erschaffen wollte. Regelrecht umgehauen hatte die Nacht mich aber, weil da diese atemberaubende Frau neben mir aufgetaucht war, die es verstand, unsere Euphorie bis in die Morgenstunden ins Maßlose zu steigern. Nora kippte die Gin Tonics mit der gleichen fatalen Geschwindigkeit herunter wie ich, und es törnte sie an, Kokain aus ihrem Bauchnabel gezogen zu bekommen. Als ich das Hotelzimmer verließ, lag sie in der Mitte des Bettes und schnarchte leise. Ihre schwarze Haarexplosion lockte sich in alle Richtungen über die Kopfkissen.

Dieses Bild sah ich immer noch vor mir, als das Taxi bereits durch die diesigen Straßen der im Erwachen begriffenen Stadt fuhr. Ich saß auf der Rückbank und hörte im Radio, dass die *Three Studies of Lucien Freud* von Francis Bacon gestern bei Sotheby's für unglaubliche 142 Millionen Dollar versteigert worden waren. Ich träumte nicht. Der Kunstmarkt brach nicht zusammen, sondern ergötzte sich an seiner eigenen Superlative. Ein Spiel,

das mittlerweile von unvorstellbar vermögenden Menschen zelebriert wurde, die stetig reicher wurden.

Wir hielten vor der Paddington Station. Menschenmassen strebten in alle Richtungen. London wurde in den Morgenstunden regelrecht von Pendlern überströmt. Es war kalt, und der Wind pfiff die Menschen zur Eile. Ich knöpfte meinen Mantel zu und schob meinen Koffer in den über 150 Jahre alten Bahnhof.

Meterlange Werbeplakate der amerikanischen Airline United säumten den Weg. Sie propagierten freundliche Himmel – «fly the friendly skies» stand da. Was sollte mir das sagen? Hieß das, kein Separatist oder Terrorist würde die Maschine abschießen? Oder bedeutete es einfach nur immer freundlichen Sonnenschein? Ich würde es gleich erleben, denn ich war auf dem Weg nach Miami. Genauer gesagt ging es zur Art Basel Miami Beach, dem sonnigen, dekadenten Ableger der Schweizer Kunstmesse. Dahin, wo sich die Superreichen zurückzogen, wenn es in Europa zu kalt und ungemütlich wurde. Und diesmal war ich eingeladen, dabei zu sein.

Der Heathrow Express glitt durch die Stadt, und eine gnadenlose Müdigkeit überkam mich. Zwar kämpfte ich dagegen an, aber ohne die geringste Chance sank ich immer wieder in einen Sekundenschlaf. Ich hätte einen Coffee to go am Kiosk kaufen sollen.

Mir hatte mal jemand erzählt, dass die Aufzüge in Heathrow an die Ankunft der Züge gekoppelt waren, und wie erwartet standen sie unten bereit, um die herauseilenden Passagiere nach oben zu befördern. Dicht gedrängt füllten wir den Raum des Aufzugs bis in die Ecken. Keiner sprach. Jeder starrte blöde ins Leere. Der Sauerstoff wurde knapp, phantasierte ich. Bing. «Departure», ertönte es.

In der gigantischen Halle konnte ich endlich wieder durchatmen. Das geschwungene Dach aus Stahl und Glas, dessen Mon-

tage über ein Jahr gedauert hatte, verlieh ihr eine angenehme Leichtigkeit. Die Schlange vor dem Economy-Class-Check-in war lang, und Reisende mit aufgeschichteten Koffern auf den Gepäckwagen folgten dem Slalom durch die Absperrungen im Schneckentempo. Geschäftlich unterwegs zu sein brachte den Vorteil mit sich, dass ich Business Class fliegen durfte. Ohne warten zu müssen und überfreundlich wurde ich von meinem Gepäck befreit, und die fast fünf Kilo Übergewicht wurden erst gar nicht erwähnt. Dann schob eine grazile Hand die Boardkarte über den Counter, und verzierte Fingernägel tippten auf das eingekreiste Gate auf dem Papier. Ich steckte die Karte in die Innentasche meines Anzugs und dachte an Kaffee.

In Terminal 5 erspähte ich die Kunstikone John Baldessari. Diesmal phantasierte ich nicht. Mit seinem weißen Haar und Bart wirkte er wie ein überdimensionierter Santa Claus neben seinen winzigen chinesischen Begleitern. John hatte mal gesagt, dass Kunst aus Kunst hervorgehe. Und dass es der Job eines Künstlers sei, wenn er irgendwie gut ist, seine Spuren zu verstecken, so dass man seine Quellen nicht entdecken kann. Also dass er nicht wiederholt, was jemand anderes bereits vorher getan hat, sondern vielmehr darauf aufbaut und es erweitert. Leider vermisste ich das von Baldessari beschriebene Ideal eines Künstlers immer häufiger in den letzten Jahren. Entweder starb dieser Anspruch an sich selbst aus, oder die Künstler waren: *irgendwie nicht gut*.

Es gab zu viele Arbeiten, an denen aber auch rein gar nichts erweitert worden war. Auf Messen und Biennalen wurden diese stumpfen Wiederholungen sogar gelobt und gefeiert. Aber in diesem Moment fehlten mir die Kraft und der Elan, John anzusprechen und dies mit ihm zu diskutieren. Sicherlich war es ihm recht, dass mein Hangover und die damit verbundene Antriebslosigkeit ihm meine Fragen ersparten.

Am Security-Check legte ich alles gewissenhaft in die Plastik-

schale, und doch piepste es. Arme auseinander und sich betasten lassen. Angeblich waren es meine Turnschuhe, auch wenn diese sich in den letzten Jahren immer problemlos verhalten hatten. Ich musste sie ausziehen, aufs Fließband legen und noch mal mit Socken über den dreckigen Flughafenboden durch den Metall-detektor laufen. Jetzt nickte der Sicherheitsmann selbstgefällig.

Lautlos schlossen sich die Türen zur Business Class Lounge. Der Lärm des Flughafens verschwand hinter einem Klangteppich aus Ambient-Musik. Endlich entspannen. Dachte ich. Doch irgendwie verfolgte mich das Pech; immer, wenn ich Ruhe am dringlichsten herbeisehnte, umgaben mich Krach und Lärm. Diesmal waren es drei betrunkene Russen, die laut herumkraekelten und sich am Alkoholbuffet schadlos hielten. Meinen ersehnten Kaffee musste ich unter dem Schutz meiner Kopfhörer genießen. Gerade als der Refrain «Dear Miami, you're the first to go. Disappearing ...» gesungen wurde, vibrierte mein Telefon. Nora hatte aus dem Hotel geschrieben: «Wach. Miss your body. Thought Iraq was fun. Bin ende der woche in LA mit den aufnahmen fertig, könnte dich in Miami treffen?x»

Ich schrieb lächelnd zurück: «Iraq? Enjoyed it too. Warte auf dich in Miami.x»

Eine Viertelstunde später wurde endlich der Flug nach Moskau aufgerufen, und ich konnte zumindest mein Frühstück in Ruhe einnehmen.

Ein halbes Dutzend Austern und ein Glas Champagner halfen gegen den Kater. Jedes Mal wenn ich dieses Stück Ozean schlürfte, musste ich an Sydney denken und den gigantischen Berg an Muschelschalen. Zwölf Meter hoch soll dieser gewesen sein, als die ersten Siedler in Bennelong Point aufkreuzten, dort, wo jetzt das berühmte Opernhaus steht. Unvorstellbar, wie viele Festmahle dort vor Millionen Jahren statt gefunden haben müssen.

«Fucking Autocorrect. Es sollte it heißen. It was fun. Guten Flug», erschien auf meinem Display.

Ich musste mir erst den Austernsaft von den Fingern wischen, bevor ich antworten konnte: «Mir gefiel Iraq auch gut. Bis bald»

Ich lief, von Laufbändern beschleunigt, an ewig langen Glas-scheiben vorbei Richtung Gate. Als ich durch mein Spiegelbild hindurch auf das Rollfeld blickte, konnte ich die Flugzeuge nur schwer im dichten Nebel erkennen. Wie in den Bildern des finnischen Fotografen Miklos Gaals gab es einen großen Unschärfereich, sodass die Welt draußen wie eine Modellbau-landschaft anmutete, in der ein matter orangegelber Kreis hinter einer weißen Wand aus Wolken die Sonne nur erahnen ließ.

Am Gate wurde es dann amerikanisch, und ich wurde durch-löchert mit Fragen zu meiner Person und meinem Privatleben. Der Grund für meine Einreise war schnell erklärt, ich wollte auf die Kunstmesse. Aber mit den Stempeln in meinem Pass verhielt es sich schwieriger, und für diese hatte der junge Sicherheits-beamte besonderes Interesse. Er blätterte durch Vietnam, Russ-land, China, Kuba. Auch schienen ihm mein Vollbart und die längeren Aufenthalte in muslimischen Länder nicht zu gefallen. Aber was war ich nun, Kommunist oder Terrorist? Dabei wollte ich doch nur durch «friendly skies» fliegen.

«Was haben Sie gestern Abend getan?»

What the fuck?, dachte ich, antwortet aber ruhig: «Im Hotel einen Film gesehen.» Ich konnte ihm ja schlecht erzählen, dass eine super sexy, aber vollkommen durchgeknallte Frau davon be-sessen war, mit Champagner in ihrem Mund das Kokain auf mei-nem Geschlechtsteil schäumen zu lassen. Sein Tonfall missfiel mir ungemein, und am liebsten hätte ich ihm einfach nur mei-nen Mittelfinger in sein Milchbubigesicht gestreckt. Aber dann wäre die Maschine wohl ohne mich abgehoben. Also spielte ich die Frage-und-Antwort-Prozedur wie eine einstudierte Theater-

rolle mit. Dann nur noch mal mit gespreizten Beinen und Armen in den Ganzkörperscanner, und endlich konnte es losgehen.

Wir durchbrachen die Wolkendecke aus Betongrau und eroberten das feine Lichtblau. Die Sonne strahlte in mein Oval und wärmte mein Gesicht. Ich nahm meine Sonnenbrille aus dem Etui und setzte sie auf. Alison Goldfrapp sang himmlisch melancholisch durch meine Kopfhörer. Ich war bereit, in den Schlaf zu fallen.

*

Von kulinarischem Genuss kann in Flugzeugen nie die Rede sein. Das ist auch nicht besser, wenn man in der Business Class reist und von einer Speisekarte wählen kann. Während die Hummerkrabben als Vorspeise noch akzeptabel waren, verdarb mir das Lammfilet mit geröstetem Gemüse nach wenigen Bissen den Appetit. Nachdem das Essen abgeräumt worden war, stand mein Sitznachbar auf und nahm seine edle Ledertasche aus dem oberen Fach. Seine Krawatte hatte das Muster einer mexikanischen Königsnatter, die, als Kontrast zu seinem weißen Hemd und dem sandfarbenen Anzug, wirklich ein Blickfang war. Stillvoll, bis auf den goldenen Siegelring, den er am kleinen Finger trug.

Der kräftig gebaute Mann hatte Mühe, die hartnäckig haftende Duty-free-Tüte von der Flasche zu lösen. Als schließlich ein Whisky zum Vorschein kam, drehte er das Etikette in meine Richtung und fragte zu meiner Verwunderung: «Sie trinken doch sicherlich ein Glas von dem guten Tropfen mit mir?»

Bei einem 25 Jahre alten Bunnahabhain konnte ich nicht widerstehen. Wir ließen die Trennwand zwischen uns herunterfahren, da war die Stewardess schon auf dem Weg, zwei Gläser zu holen.

«Steven Swan, sehr angenehm.»

«Nicholas Greenke, sehr erfreut.»

Ich hatte mir über die Jahre angewöhnt, meinen Nachnamen im Ausland leicht zu ändern, da es insbesondere Englischmutter-sprachlern unmöglich war, «Grünke» auszusprechen. Wir gaben uns die Hand.

«Was führt dich nach Miami?»

«Art Basel Miami Beach.»

«Ausgezeichnet», sagte Steven entzückt, «da sind wir ja aus dem selben Metier.»

Er war Galerist, und es war bereits seine siebte Messe in Miami. Er wollte wissen, was ich machte.

Meine Freundschaft und die daraus entstandene Zusammenarbeit mit dem durchgedrehten Galeristen Simon, der nicht nur die Reise bezahlt hatte, sondern auch wollte, dass ich Miami als Anlass nahm, meine Umtriebigerkeit zur Ruhe kommen zu lassen und fest in seine Galerie mit einzusteigen – all das auszuführen wäre zu lang geworden. Um die Sache nicht zu sehr zu verkomplizieren, sagte ich, dass mein Partner Simon und ich zwei neue Künstler auf der Messe präsentieren würden. Steven kannte keinen der beiden Newcomer.

Auf einmal hatte ich das Bedürfnis, ihn zu testen: «John Baldessari war auch am Flughafen. Ist er dieses Jahr wieder Part der Conversation Series?»

Er bestand mit Bravour: «Das weiß ich nicht. Aber ich erinnere mich an die Frage, welche Auswirkung eine Kunstmesse auf ihn als Künstler hätte. Die Metapher, die Baldessari als Antwort gab, war – ich zitiere: «Es ist wie bei Kindern, die das Zimmer betreten, in dem ihre Eltern gerade Sex haben.»»

Wir lachten beide, und er schenkte mir ein.

«Cheers, Nicholas!»

«Prost, Steven.»

Das mochte ich an den Amerikanern, alles war sofort so vertraut und herzlich. Auch wenn diese Freundlichkeit häufig auf-

gesetzt war, zog ich sie der ewig misstrauischen, nörgelnden Art vieler Nordeuropäer vor.

«Ich glaube die Generation von Künstlern wie John hat Glück gehabt. Geld spielte damals noch keine große Rolle, und sie konnten sich freier entwickeln», kam Steven noch mal zurück auf Baldessari. «Sie hatten mehr Möglichkeiten, ihren Arbeitsweg noch zu ändern. Während heute Sammler schon Arbeiten kaufen, bevor die Künstler überhaupt graduieren.»

«Absolut! Der Stil des Künstlers ist dann schnell festgelegt, und der Markt lässt nichts anderes mehr zu. In den letzten Jahren habe ich viele junge Künstler kennengelernt, die, nachdem sie auf den Zug aufgesprungen waren, nur noch Masse produzierten. Und glaub mir, da ging es nicht mehr darum, Grenzen zu expandieren oder Neues zu entwickeln. Nein, nur um Geld, Status und darum, auf der Gästeliste der nächsten Glamour-Party in Soho zu stehen.»

Ich redete mich in Rage, bis Turbulenzen das Flugzeug und meine Worte schüttelten. Wir sanken ruckartig in ein Luftloch; wie immer hatte ich das Gefühl, meine Innereien folgten zeitverzögert und produzierten dabei ein kurzes Unwohlsein. Die Anschallzeichen blinkten rot auf. Die Stewardess lächelte.

«Miami Beach ist das Paradebeispiel für diese Entwicklung. Es ist erstaunlich, wie viele neue junge Künstler jedes Jahr auf den Markt geworfen werden. Gleichzeitig sind die angesagten Künstler des Vorjahres schon wieder verschwunden. Die einzigen zwei Konstanten sind das wachsende Interesse und die positiven Verkaufszahlen.»

Steven zwirbelte, während er sprach, mit Zeigefinger und Daumen an einem Ende seines pechschwarzen Strich-Schnurrbarts.

«Heute Morgen im Taxi hörte ich die Meldung vom verkauften Bacon für 142 Millionen Dollar. Wahnsinn.»

«Die Reichen werden offensichtlich reicher. Und brauchen neue Wege, um ihr Geld sicher anzulegen. Kunst ist eine bessere Lösung als Bargeld, verstehst du? Außerdem ist die Ein- und Ausfuhr von Kunstwerken auch wesentlich einfacher.»

«Und die Kapitalanlage wird auch nicht irgendwann im Meer versinken so wie viele Immobilien in absehbarer Zeit!»

Steven bestellte Oliven und Käse und versuchte die Stewardess zu überreden, einen Drink mit uns zu nehmen. Sie lächelte wieder und zupfte sich an ihrem Hütchen. Wie selbstverständlich füllte er mein Glas nach. Ich fand es angenehm, mit jemandem zu reden, der einen ähnlich nüchternen Blick auf die Kunstwelt hatte wie ich. Vermutlich auch deshalb erzählte ich Steven irgendwann von dem gestrigen Konzert und von Nora. Mittlerweile war die Flasche Whisky halb leer. Am Anfang hatte ich mir den guten Tropfen noch bei jedem Schluck auf der Zunge zergehen lassen, mittlerweile steigerte ich nur noch meinen Rausch.

«Und so eine Frau lässt du alleine zurück im Hotelzimmer in bloody London? Was macht sie in den USA?»

«Sie ist Vocal-Ingenieurin, hat für Dr. Dre gearbeitet!»

«Dieser Rapper, dessen überbewertete Kopfhörer bei den Kindern so beliebt sind und die er an Apple verkauft hat?»

«Ja, genau der. Habe gelesen, dass er einen Jahresgewinn von 480 Millionen Dollar gemacht hat.»

«Tja. Genau diese Typen überschwemmen gerade den Kunstmarkt. Da ist momentan dieser Promi-Sammelwahn. Kunst zu sammeln ist zum neuen, heißen Statussymbol geworden. Diese P. Diddys und Jay Zs oder wie sie alle heißen, laufen aufgeplustert wie die Pfaue, mit protzigem Goldschmuck behangen herum und kaufen Dekoration für ihre Villen. Solche Typen sorgen dafür, dass die Qualität der Kunst auf den Messen sinkt und meiner Ansicht nach die falschen Künstler gepusht werden», fluchte Steven, bevor er sich entschuldigte und zur Toilette ging.

Der Atlantik streckte sich unter uns. Die gewaltigen Containerschiffe waren nicht mehr als winzige Schatten in der blauen Weite. Wir flogen entlang des Golfstroms auf die Sargassosee zu. War das nicht der Ort, an dem europäische und amerikanische Aale sich zum Laichen trafen?

Da Kuba auch nicht mehr weit entfernt war, musste ich an die alte Geschichte in Santiago de Cuba denken und fing an zu lachen. Steven setzte sich wieder: «Darf man mitlachen?»

Ich erzählte die Anekdote: «Es war zur Zeit des Karnevals gewesen, und alle Unterkünfte waren ausgebucht. Alle außer dem Zimmer in diesem runtergekommenen Innenhof. Als mein Bruder und ich die Kakerlaken mit Haarspray und Feuerzeug weitgehend ausgerottet hatten, fiel uns dieser beißende Gestank auf. Unerträglich, wirklich, aber wir konnten nicht herausfinden, was es war.» Jetzt musste ich wieder lachen. «Es dauerte zwei Tage in dieser brüllenden Hitze, bis ein Franzose, der uns zum Frühstück abholen kam, uns darauf aufmerksam machte, dass hinter unserer Kammer eine riesige Sau in ihrem Schlamm lag. Er sagte in einem starken französischen Akzent: *«The Pig is hiding.»*»

Die Erinnerung trieb mir die Tränen in die Augen und brachte Steven auf ein Erlebnis von letzter Woche

«Ich war von Miami nach London unterwegs. Wie immer hatte ich eine Flasche Whisky gekauft und bot meinem Sitznachbarn einen Drink an. Zuerst lehnte er ab. Er war ein jüdischer Anwalt aus Antwerpen. Nach einer Stunde nahm er auf einmal seine Kippah in aller Ruhe ab, verstaute sie in seiner Tasche und bat mich um ein Glas Whisky. Das wäre jetzt in Ordnung, weil er ja seine Kopfbedeckung abgenommen hätte, sagte er. Und es blieb nicht bei einem Whisky. Kurz vor der Landung und ziemlich besoffen setzte er die Kippah wieder auf. Mir gefiel dieses Ritual, aber verstanden habe ich es nicht.»

Die Zeit verging tatsächlich wie im Fluge. Die Stewardess

lächelte noch ein paarmal freundlich, lehnte aber das Angebot, einen Schluck mit uns zu nehmen, weiterhin ab. Da half es auch nicht, dass der Whisky in unseren Gläsern wie flüssiges Gold schimmerte. Der Alkohol drückte auf meine Augenlider, es war an der Zeit, meinem Körper eine Ruhepause zu gönnen, bevor er gänzlich abschaltete. Besonders weil die Messe noch vor mir lag und die nächsten Tage sicherlich nicht ruhiger würden. Die Kabinenlichter waren bereits gedimmt, als ich die Trennwand wieder hochfahren ließ. Erschöpft im Bett liegend, hörte ich Steven auf der anderen Seite die attraktive Stewardess weiterhin bezirzen.

Entschlummernd dachte ich: Bezirzen – das Wort wird abgeleitet von Circe, der griechischen Zauberin. Sie hatte Odysseus' Gefährten in Schweine verwandelt. Vielleicht flogen wir ja einen Monat im Kreis 15 Station am Pazifik ab, nur um von Tijuana nach San Diego zu kommen, so wie Francis Alÿs, und endeten als Schweine in diesem Flugzeug. Dann müssten wir dem Ganzen nur noch den Projektnamen ... Endlich stoppten die wirren Gedanken, und ich schlief ein.

Es war eine unruhige Nacht. Mehrmals wurde ich wach. Als ich schließlich die Blende meines Fensters hochschob, schmerzte mich die grelle Sonne durch den Schlitz. Das Reisen zwischen Zeitzonen verursachte auch nach all den Jahren noch ein Gefühl von Abkopplung, *lost* sein. Ich dachte an die verrückten letzten Jahre, die ich zwischen Künstlern, Galeristen und Sammlern verbracht hatte und die mich letztendlich auch in dieses Flugzeug bugsiert hatten. Was hätte wohl der 19-jährige Junge mit den Schlaghosen und Dreadlocks gedacht, der in seinem selbstbemalten Fiat Panda auf dem Weg zur Aufnahmeprüfung zum Kunststudium war, wenn er sich selbst ohne Haare auf einem Business-Class-Flug nach Miami hätte sehen können? Für den Preis der Flasche Whisky, die ich mit Steven getrunken

hatte, hätten wir damals einen Monat lang unseren Alkoholkonsum finanzieren können. Langsam gewöhnten sich meine Augen an das helle Licht, und ich konnte aus dem Bullauge in die Morgensonne blicken. Die Ideale, die wir damals als Studenten von Kunst hatten, waren, wenn ich nun darüber nachdachte, regelrecht fanatisch gewesen, ja weltverbessernd. Ich musste schmunzeln, von diesem Gedankengut war wirklich nicht mehr viel übrig geblieben. Als ich Simon vor Jahren kennen lernte, hatte ich aus finanziellen Gründen das Künstlersein schon seit längerem auf Eis gelegt und arbeitete als Projektmanager für eine Künstlerin in London. Und auf einmal war ich wieder mitten im Aufbau der Weihnachtsdekoration für Selfridges, und ausgestopfte Spatzen flogen mir um den Kopf.

WEIHNACHTEN IM WONDER ROOM

Die lufthansablaue Fahrstuhltüren schoben sich langsam, knarrend aufeinander zu. Ein letzter Blick in die noch erhitzten Gesichter, die ich in dem überheizten Besprechungszimmer zu beruhigen versucht hatte, bevor sich die Türen endgültig schlossen. Wäre ich doch wirklich in einer Lufthansa-Maschine gewesen, auf dem Weg gen Sonne, anstatt bei Selfridges in einem saunaähnlichen Fahrstuhl, in dem nur die Farbwahl an die Airline erinnerte!

«Fertig! Mit allem. Wo bist du?», tippte ich in mein Telefon und sendete die Nachricht an Sophie, die unten im Vorweihnachtstrubel auf mich wartete.

Fast zwei Stunden hatte ich in den abgenutzten Räumen in der obersten Etage des Luxuskaufhauses verbracht. Den Schock, dass dieses millionenschwere Unternehmen, welches sich gerade jetzt zur Vorweihnachtszeit in seinem schillerndsten Mantel von Luxusgütern präsentierte, für seine Angestellten so schäbige Räumlichkeiten zu Verfügung stellte, hatte ich immer noch nicht ganz verwunden. Sogar die Computer auf den Schreibtischen waren so alt, dass ich mich fragte, ob die von mir gesendeten Fotos und Zeichnungen für den Aufbau überhaupt geöffnet werden konnten.

Zwei Stunden hatte ich mit der leicht hysterischen, hochschwangeren Filipa darüber diskutiert, wie wir die Deadline

einhalten könnten, ja müssten, denn ansonsten würde ihr Kopf rollen. Als verantwortliche Chefin der gesamten Weihnachtsdekoration des Kaufhauses stand sie enorm unter Druck, und ihr Stab von Mitarbeitern bekam das deutlich zu spüren. Und nun war uns, kurz vor der Finalisierung, nicht nur die Firma für die Schweißarbeiten an der Aufhängung abgesprungen, sondern ich hatte Filippa auch beibringen müssen, dass der extra engagierte Tierpräparator erst 15 von 24 Spatzen ausgestopft hatte.

«In sechs Tagen legen wir eine Nachtschicht ein, um das Kunstwerk zu installieren, wie, ist mir F**k-egal», hatte sie mich angefaucht.

Das zweitgrößte Kaufhaus in London, Selfridges, beauftragte jedes Jahr zur Weihnachtszeit Künstler, um im Inneren des Konsumtempels den «Wonder Room» zu bespielen. Dieses Jahr war die Wahl auf Marie gefallen. Ihre für den Wonder Room konzipierte Arbeit bestand aus Tausenden Nylonfäden, zerrissenen Plastiktüten und ausgestopften Spatzen. Der Projektmanager und verantwortlich für diese ins Chaos abdriftende Installation, das war ich.

Mit dem Rücken an die Fahrstuhlwand gelehnt, glotzte ich noch immer auf die Tür. Dass ich beim Betrachten einer Farbe diese direkt mit einer Firma oder einem Produkt assoziierte, irritierte mich.

Es ging nach unten.

Die Zahlen der Etagen flimmerten kurz in leuchtendem Gelb über der Tür auf. Dann verharrte das Licht auf «G». Mit einem leichten Ruckeln hielt der Fahrstuhl, und da fiel mir endlich auch wieder die eigentliche Bezeichnung des Farbtons ein – Nachtblau.

Also, die nachtblauen Fahrstuhltüren schoben sich langsam knarrend auseinander. Eine mich blendende Welt aus Licht und Konsumgütern erwartete mich. Ich kniff die Augen zusammen,

aber noch bevor ich mich an die Helligkeit gewöhnen konnte, wurde ich von drei schwarz verschleierten Frauen angerempelt, und eine ihrer unzähligen Louis-Vuitton-Einkaufstüten schlug mir in den Bauch. Der Rempler war so stark, dass ich für einen kurzen Moment überlegte, ob er vielleicht doch von einem Mann gekommen war.

«Hast du die Louis Vuitton von der Kleinen gesehen? Mann, das war eine aus der Murakami-Edition, genau die wollte ich immer haben!»

«Danke der Nachfrage, Sophie, ja, mir geht es gut.»

«Komm, stell dich nicht so an, ich habe eine Ewigkeit auf dich gewartet. Lass uns zum Italiener gehen, ich habe Hunger.»

Sie hakte sich bei mir ein und zog mich Richtung Ausgang. Doch so leicht gab uns das Kaufhaus nicht frei. Das Gedränge an den mit Luxusuhren gefüllten Glasvitrinen war groß. Ein Stimmenwirrwarr, aus dem Wörter wie Rolex, Baume & Mercier und Patek Philippe heraussprangen, überlagerte den Raum. Frauen in sterilen, reinweißen Uniformen, mit clownhaftem, fast lächerlich dick aufgetragenem Make-up versuchten, uns für neue Parfums zu begeistern. Nur knapp entkamen wir einer gesprühten Ladung Dolce Gabbana One, die das hochgehaltene Handgelenk einer älteren Dame verfehlte.

Der Weg nach draußen war regelrecht verstopft. Das überforderte Sicherheitspersonal fuchtelte mit den Funkgeräten und wurde trotz nutzloser Anweisungen rücksichtslos an die Wand gepresst. Die Menschen konnten nicht mehr zwischen Eingang und Ausgang unterscheiden. Es entstand ein Stau von Verrückten, die sich zwischen der ersten und zweiten goldenen Klapptür wie panische Schweine, die auf die Schlachtbank geführt werden, verhielten. Es könnte einem ja jemand das Super-Weihnachtsschnäppchen vor der Nase wegschnappen!

Irgendwie quetschten wir uns ohne nennenswerte Verletzun-

gen raus aus dem goldenen Käfig. Vorweihnachtszeit. Samstagmittag auf der Oxford Street. Hier sollte man genauso wenig klaustrophobisch veranlagt sein. Denn auch außerhalb der Geschäfte drängelten sich Menschenmassen über die Bürgersteige und bekriegten sich mit ihren Einkaufstüten. Grellgelbe Selfridges kämpften gegen hochgeschwungene FCUK-Taschen, während die kleinen braunen Guccis zum Schutz an den Körper gedrückt wurden. Produzierter Weihnachtswahn in Zeiten des Hyperkapitalismus.

Als wir endlich in die Duke Street in Richtung Grosvenor Square abbogen, wurde es langsam leerer, und wir konnten in Ruhe zu unserem Italiener gehen.

«Überleg doch mal, wenn du sowieso dazu gezwungen bist, eine Burka zu tragen, warum ...»

«Du meinst eine Abaya», unterbrach Sophie mich und blickte von ihrem Teller hoch.

Ich griff nach meinem Weinglas.

«Eine was?»

«Das ist eine Abaya und keine Burka, was die Frauen getragen haben, und das Tuch, welches das Gesicht verdeckt, nennt man Niqab.»

Als sich unsere Gläser berührten, erklang ein wohltemperierter C-Dur-Ton. Kristallgläser klingen einfach am besten.

«Würdest du Tausende von Euro für Designerkleidung ausgeben, wenn du sie nicht zeigen kannst?», führte ich endlich meinen Gedanken weiter aus. «Vielleicht fahren diese Frauen aus den Golfstaaten deshalb so auf Handtaschen ab, oder? Die sind immer sichtbar.»

«Da könntest du recht haben. Statussymbole will man zeigen und nicht nur seinem Mann zu Hause. Vielleicht sollten wir mal eine von denen fragen?»

Genüsslich zog Sophie eine Spaghetti durch ihre vollen roten

Lippen, und ein winziger Tropfen Arrabiata-Sauce landete auf der schneeweißen Tischdecke. Das Schlürfgeräusch veranlasste unsere Tischnachbarinnen, die in Blusen mit Echtpelzkragen steckten, pikiert herüberzuglotzen.

«Kann ich Ihnen weiterhelfen?», erwiderte Sophie ungeniert deren Blick und erhob erneut ihr Weinglas. Peinlich ertappt, drehten sich die beiden Frauen mit einem «Tststs» wieder weg.

«Hast du jetzt eigentlich den Typen mit den Spatzen erreicht?»

«Er kommt am Montag ins Studio. Und er sollte besser auch eine Nachtschicht übers Wochenende einlegen, denn wenn der bis Freitag nicht die restlichen Spatzen ausgestopft hat, dann stopfe ich ihn aus!»

*

Die Ateliers in dem alten Nonnenheim in der Bow Road waren zu klein geworden. Die Projekte und Ausstellungen folgten jetzt in so kurzen Abständen, dass die Arbeiten wie auch die Assistenten keinen Platz mehr in dem zerfallenden Backsteingebäude fanden. Vor Monaten schon hatten wir teilweise eine Art Zwischendecke in einem der Studios eingezogen, sodass Marie über ihren Arbeitern thronen konnte, während diese sich, im Licht von Baustrahlern, unter ihr abschufteten.

Auf den ersten Blick wirkte sie mit ihren feuerroten, hüftlangen Haaren, Schlaghosen und mit Vogelmotiven bedruckten Blusen und Pullis alles andere als introvertiert. Aber auch ihre tagtäglich wechselnden Eulenhöringe konnten nach den ersten Gesprächsversuchen nicht darüber hinwegtäuschen, dass Marie Menschen scheute. Was bei Vernissagen und Treffen mit Galeristen natürlich ein Problem darstellte. Doch hatte die Welt dafür ja vorgesorgt und als Hilfe Alkohol bereitgestellt. Sobald die ersten Gläser hastig heruntergeschüttet waren, ging alles etwas

leichter, nicht gut, aber zumindest konnte ein für beide Seiten angenehmer Smalltalk stattfinden.

Es war unumgänglich gewesen, für das SFCP, das *Selfridges Christmas Project*, eine neue geeignete Räumlichkeit zu finden. Nach unzähligen E-Mail- und Telefonstunden und frustrierenden Besuchen in lichtdurchfluteten Ateliers mit Blick auf die Themse, die natürlich weit über dem Budget lagen, hatte ich am Ende Glück gehabt und ein Studio im Londoner East End gefunden. Seit fast zwei Monaten arbeiteten meine vier Angestellten, die ich extra für das SFCP eingestellt hatte, und ich nun hier zwischen Columbia Flower Market und Hoxton Square an der Installation.

«Sorry, sorry, mein Handy hat vergessen, mich zu wecken. Ich habe Kaffee mitgebracht, und José hat für alle noch ein Stückchen von seiner neuen Chili-Schokolade dazugelegt.»

Jessamy, verschwitzt vom Fahrradfahren, stellte einen Papphalter mit fünf Bechern auf den Tisch, schmiss ihre schwarze, uralte Prada-Lederjacke in die Ecke und strich sich ihr langes blondes Haar aus dem Gesicht. «Die mit Kreuz sind mit Milch.»

Die auf den Deckeln liegende Schokolade war bereits angeschmolzen. José war unser schwuler chilenische Barista von nebenan, in dessen Café *José's Amanecer* wir fast täglich unser Frühstück holten. Er war ein Kaffeebesessener, der ständig an neuen Kaffeeröstungen arbeitete und einzigartige Bilder in den Milchschaum hineinzauberte. Sein ganzer Stolz war der dritte Platz beim World Barista Championship in Tokio und das daraufhin gestochene Tattoo einer Espressokanne auf dem Unterarm. Die eingerahmte Urkunde stand neben ein paar alten Kaffeebohnen-säcken im Schaufenster seines kleinen Ladens.

«Ja, ja, dein böses Handy. Das war bis jetzt deine beste Ausrede», gratulierte Joey, indem er Jessamy die Hand schüttelte und sich seinen Kaffee nahm.